

# Das Mägdlein ist nicht tot, es schläft nur.

Matth. 9. Jairi Töchterlein.

Liebe Cecilienschulgemeinde! Noch liegt uns vom gestrigen Sonntag her der Klang der Totenfestglocken im Ohr. Seit Wochen ist der Totensonntag draußen bereits eingeläutet: mit dumpfem Heulen hat der Herbststurm die letzten Blätter von den Bäumen gerissen, und der Winter hat seinen Einzug gehalten und hält sein ernstes, feierliches Totenkleid bereit. Ist nicht jedes fallende Blatt ein Bild unserer selbst? Jeder kürzer werdende Tag eine Mahnung für unser Leben, das auch mit jedem Tage, mit jeder Stunde kürzer wird? Ist nicht jede Krankheit ein herbstlicher Sturm, der uns schüttelt und den Winter ankündigt mit seinem ernstem Totenkleid?

Wie hat es uns alle gestern so im Tiefsten gefaßt, als wir mit unseren lieben Angehörigen auf die Friedhöfe unserer Stadt, auf die Friedhöfe unserer Nachbargemeinden gingen, wo wir sie betten mußten, die unser junges Erdenglück betreut haben in unermüdlicher Liebe — den teuren Vater, die treusorgende Mutter oder die greisen Ahnen unseres Geschlechtes: den Großvater, die Großmutter.

Wie haben wir uns da noch einmal vergegenwärtigt all die Stunden des Hangens und Bangens während der langen Zeit der Krankheit, die dunkle Stunde,

als das liebe Herz nun aufhörte zu schlagen und wir auf einmal fühlten, daß alles zu Ende war. Und dann den bitter ernstesten Weg hinter dem Sarge her und den noch bitteren ins still und einsam gewordene Haus zurück, das nun kein Heim mehr war! Wie haben wir Kinder mit der Mutter gelitten, die den Ernährer und Freund verlor! Wie will es uns heute noch nicht gelingen, den Vater zu trösten über den Verlust der lieben Mutter, der er einst in jungen Jahren sein Herz zu Füßen legte! Ja — rasch tritt der Tod den Menschen an... Unsere Friedhöfe da draußen reden eine stumme und doch nur zu beredte Sprache. Wie sich da die Reihen erweitern von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr! Wie da immer wieder neue Friedhöfe angelegt werden müssen in den Landgemeinden, Zentralfriedhöfe vor den Toren der Großstädte, weil wir in unseren umbauten Siedlungen nicht mehr Raum haben für die Riesensarmee der stillen Schläfer, für unsere Toten!

Wir verstehen es — trotz allem Schmerz —, wenn der Tod eine Greisenhand erfaßt, wissen, daß Greise oft genug selbst Ausschau halten nach jener letzten Stunde, die allem Erdenstreit und aller Erdennot und Erdenunrast ein Ende macht und Feierabend bringt. Aber wie unerbittlich greift der Tod oft in unsere Häuser, wenn er den Vater, der auf der Höhe des Lebens steht, wenn er die rüstige Mutter fordert! Ach, und wieviel Rätsel gibt uns der Tod auf, wenn er — wie in unserer Geschichte — mit harter Hand in ein Familienglück hineingreift und das einzige Kind holt, das Mädchen, den Sonnenschein des Hauses, den Knaben, an den sich

alle Hoffnungen knüpfen. O, wieviel Tränen sind gestern an Kindergräbern geweint worden! Von gebeugten Eltern, deren Haus nun nicht widerhallen will von Lachen und Jubel, die es so oft erfüllte.

In diesen Monaten mußten in meiner Nachbarschaft liebe Leute ihrem vierjährigen Bübchen das letzte Bettlein bereiten. Es ist so lange krank gewesen und hat die letzten bangen Wochen im Landeskrankenhaus in Homburg gelitten, wo es der Vater mit seinem Wagen täglich besuchen kam. Und da hat der Kleine bei einem solchen Besuch dem armen Vater umhalsend bekannt: zwei kleine Nachbarmädchen seien seine besten Freundinnen, Du aber bist mein bester Freund! Kann das ein Vater, eine Mutter je vergessen? Ob sich solche Leute wohl erst durch den Totensonntag daran erinnern lassen müssen, ihrer Verstorbenen zu gedenken? Ob nicht jener Vater oft genug in schlaflosen Nächten diese seine Stimme neben sich hört: Du bist mein bester Freund!

O, wenn all die Traurigen dann auch die andere Stimme vernehmen wollten: das Kindlein ist nicht tot, es schläft nur. Wenn sie doch hören wollten in Todesnöten und an frischen Gräbern die andere Stimme, die Stimme des Heilandes: Ich bin Dein bester Freund! Wenn wir es doch je mehr und mehr erkennen wollten, „meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken, und meine Wege sind nicht Eure Wege“, erkennen wollten, daß Gott doch ein Gott der Liebe ist, und daß auch seine dunklen Wege ins Licht führen, daß nur in Ihm sich alle Rätsel lösen und nur in Ihm Frieden ist in Zeit und Ewigkeit:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit  
Gespült ans Erdeneiland,  
Voll Unfall und voll Herzeleid,  
Bis heim uns holt der Heiland.  
Das Vaterhaus ist immer nah,  
Wie wechselnd auch die Dose,  
Es ist das Kreuz auf Golgatha  
Heimat für Heimatlose.

Wir aber, die wir noch im Lichte wandeln hier auf Erden, wollen dem lieben Gott danken, daß er uns noch die lieben Eltern so gesund und rüstig erhielt bis zu dieser Stunde. Wollen ihm danken, daß er uns Gesundheit und Kraft ließ, unsere Pflichten zu erfüllen und dadurch unsere Eltern zu erfreuen. Wir wollen alle, die liebend an unserem Lebenswege stehen, von heute an mit anderen Augen ansehen, als ob wir sie nicht mehr lange behalten dürften, wollen ihnen jeden Wunsch von den Augen ablesen. O, wie würde vielen da das Leben leichter in unseren Häusern! Wie würde aber vielen auch das Sterben leichter, wenn sie nicht bangen brauchten um den Zwist der Kinder hinter ihrem Sarge. Es ist rechte Lebensweisheit, die dem Dichter die Mahnung auf die Lippen legt:

O Lieb, so lang du lieben kannst,  
O Lieb, so lang du lieben magst;  
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,  
Wo du an Gräbern stehst und klagst!"

Amen.